Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

Band: 2 (1900-1901)

Artikel: Die landwirtschaftlichen Zustände im afrikanischen Osthorn

Autor: Keller, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-4164

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IV.

Die landwirtschaftlichen Zustände im afrikanischen Osthorn.

Von

Prof. Dr. **C. Keller.**

Aus den Dokumenten Alt-Ägyptens haben wir erfahren, dass schon zur Pharaonenzeit Expeditionen nach dem Lande „Punt" d. h. nach dem Osthorn Afrikas unternommen wurden, um dort Weihrauch und lebende Tiere, insbesondere Rinder, Esel, Hunde u. s. w. zu holen [1]). In dem Vorstellungskreis der Alten galt jene Region als ein Wunderland von grossem Reichtum. Indessen war der fremde Einfluss zu keiner Zeit nachhaltig. Das Osthorn vermochte sich bis in die neueste Zeit in vollkommener Abgeschlossenheit zu erhalten; bewaffnete Expeditionen haben sich endlich den Zugang ins Innere erzwingen können und schon sind von europäischen Mächten koloniale Unternehmungen angebahnt worden, indem sich England im Norden am Golf von Aden, Italien an der Benadirküste festgesetzt hat. Die Herrschaft beschränkt sich freilich auf die Küstenzone, im Innern ist sie eine rein nominelle. In der Gegenwart versuchen sogar die seit Jahrhunderten in beständiger Fehde lebenden Eingeborenen sich zu einer gemeinsamen Aktion aufzuraffen, um das Vordringen des europäischen und abessinischen Einflusses abzuwehren.

Die lange Abgeschlossenheit der Osthornvölker, aus Somali nnd Gallastämmen bestehend, lässt vermuten, dass der heimische Boden den wirtschaftlichen Bedürfnissen genügen konnte; ander-

---

[1]) Vergl. *Adolf Ermann.* Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. 1885.

seits werden wir aus den gleichen Gründen eine alte und primitive Stufe der Landwirtschaft zu erwarten haben. Ich gebe nachstehend eine Skizze der dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse, soweit ich dieselben auf Grund eigener Beobachtungen verfolgen konnte.

Die örtlichen und klimatischen Bedingungen weisen der Wirtschaftsform eine klar vorgezeichnete Richtung an. Überschreitet man, von Norden kommend, die Küstengebirge, die als Ausläufer des abessinischen Massivs zu betrachten sind und aus krystallinischen Urgebirgsformationen bestehen, so dehnen sich nach Westen und Süden ungeheure Steppenflächen aus, die nur ab und zu von Hügelketten unterbrochen werden. Sie erheben sich im Nordwesten zu den Vorbergen Abessiniens und gewinnen hier einen malerischen Charakter. Die Steppenflächen sind mit einem rötlichen Lateritboden bedeckt, ab und zu tritt die mikrofelsitische Gesteinsunterlage nackt zu Tage und bildet dann eine unfruchtbare Wüstensteppe, in welcher Eisenerzknollen (Hämatit) in so bedeutender Menge herumliegen, dass sie einst wohl technische Verwendung finden dürften. Dieses Gestein ist stellenweise von horizontalliegenden Neokomschichten überlagert, die eine Menge Ammoniten eingeschlossen enthalten.

Klimatisch genommen, steht das ganze Osthorn unter dem Einfluss der Monsoonwinde. Für weite Gebiete sind zwei Regenzeiten und zwei Trockenperioden von je dreimonatlicher Dauer anzunehmen. Im Innern beginnt die Hauptregenzeit in den ersten Tagen des Oktober; in den ersten 8—10 Tagen fallen täglich beträchtliche Regenmengen, die später spärlicher zu werden beginnen; vom Januar bis März herrscht die Trockenperiode; im April beginnt die kleine Regenzeit, welche etwa bis Mitte Juni andauert.

Die Steppenvegetation erwacht nach den ersten Regenfällen mit ausserordentlicher Wucht und die vorher öde Landschaft verwandelt sich wie durch Zauber in herrliche, blühende Gefilde.

Im ganzen handelt es sich jedoch um wasserarme, der Tropensonne ausgesetzte Länderstrecken. Die meisten Flüsse enthalten nur periodisch Wasser, es sind die sogenannten Tug. An einzelnen Stellen sind jedoch auch während der Trockenzeit einzelne Wassertümpel vorhanden, oder künstlich gegrabene Brunnen bergen das ganze Jahr das unentbehrliche Nass. An solchen Stellen trifft

man regelrecht menschliche Siedelungen und in deren Umgebung grössere Getreidefelder.

Eigentliche Ströme, die das ganze Jahr Wasser führen, sind sehr spärlich. Wir kennen im Osthorn nur zwei, den Djuba und den Webi. Beide werden übrigens von den südabessinischen Bergen gespeist, aber nur der erstere erreicht den indischen Ozean, während der Webi in der Nähe der Küste von seiner ursprünglichen Mündung nach Süden abgedrängt wurde und jetzt ohne Ausmündung im Sande verläuft. Es ist leichtverständlich, dass die menschlichen Ansiedelungen an diesen Stromufern am zahlreichsten sind. Besonders am mittleren Webi reiht sich oft Dorf an Dorf und die malerischen, von Winden umrankten Tokuls stehen im Schatten riesiger Duhmpalmen, wo die Galleriewälder etwas leichter werden. Die Form des landwirtschaftlichen Betriebes ergibt sich von selbst, wenn man obige Faktoren berücksichtigt. Die ungeheure Entwicklung grasbedeckter Steppenflächen drängt die Landwirtschaft nach der Richtung der Viehzucht, für welche die hamitischen Völker ohnehin grosse Begabung zeigen. Der Ackerbau kann sich in diesen Gebieten nur ganz lokal, d. h. in einzelnen Depressionen des Bodens und in der Nähe der Tug entwickeln, bleibt aber mehr oasenartig. Anders in der Nähe der beiden grossen Ströme. Hier überwiegt der Ackerbau, insbesondere der Getreidebau, während die Viehzucht zurücktritt. Am mittleren Webi konnte ich eine künstliche Kanalisation des Bodens beobachten, die mich in mancher Hinsicht an die Verhältnisse im Nildelta erinnerten. Das fruchtbare Ackerland ist auf eine Entfernung von 2—3 km von tiefen Gräben durchfurcht, die bei hohem Wasserstande vom Strom aus gespeist und dann abgesperrt werden.

Es erscheint naturgemäss, dass die ungeheueren, grasreichen Steppen im Innern auch einen reichen Wildstand ernähren. Heute noch darf man die Somali- und Gallaländer als ein wahres Eldorado für den Jäger bezeichnen, indem Antilopen, Wildpferde, Wildschweine, Perlhühner, Frankoline u. s. w. in seltener Menge anzutreffen sind; spärlicher bemerkt man Strausse, Elefanten und Büffel in den Niederungen. Die Jagd bildet indessen für die Eingebornen einen ganz untergeordneten Erwerbszweig, dazu fehlt es sowohl an der nötigen Intelligenz wie an Ausdauer. Der Mangel

an Feuerwaffen erschwert naturgemäss den Erwerb der grösseren Arten. Daher wird in den Somaliländern die Jagd der verachteten Kaste der Midgan überlassen. Diese sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet, aber trotz der vergifteten Pfeilspitzen vermögen sie weder bei kriegerischen Unternehmungen wie bei Jagdzügen viel auszurichten, da ihre Geschosse nicht weittragend sind. Nur selten gelingt es ihnen, den flüchtigen Strauss oder die vorsichtige Antilope zu beschleichen und zu erlegen. Fällt dem Midgan einmal eine Beisa-Antilope oder gar ein Kudu zur Beute, so ist das ein förmliches Ereignis, das der Dorfpoet an den lauen Tropenabenden in gedehntem Recitativ zu verherrlichen pflegt. Der Jagdertrag ist jedenfalls im allgemeinen so unbedeutend, dass er für die Volksernährung kaum in Betracht kommt. Bei dem noch am ehesten erreichbaren Wild, dem Hasen und Schwein, kommen überdies bei dem strenggläubigen Moslim religiöse Motive hinzu, die ihm Abscheu gegen den Genuss dieser Tiere vorschreiben.

Die Bevölkerung ist also auf eine geregelte Landwirtschaft angewiesen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den *Ackerbau,* so steht der Getreidebau obenan. Dabei ist bemerkenswert, dass die verhältnismässig hohe Stufe, welche der Ackerbau in dem benachbarten Abessinien erlangt hat, die Bodenkultur im eigentlichen Osthorn offenbar nur wenig beeinflusst hat; Kulturpflanzen wie die Form der Bodenbewirtschaftung sind stark verschieden.

Der Anbau von Durrah (Sorghum) wird überall betrieben, wo die lokalen Verhältnisse denselben gestatten. Schon in der Nähe der Küstenberge zwischen Hahé und Oduin, etwa 50 km von dem bekannten Karawanenplatz Adadle entfernt, konnte ich enorm ausgedehnte Durrahpflanzungen, viele Quadratkilometer umfassend, beobachten. Auch das südliche Ogadeen erzeugt viel Durrah, ganz besonders aber das Webithal, das bei halbwegs ordentlicher Verbindung mit der Küste viel Getreide ausführen könnte.

Überall wird die Durrah-Varietät mit kugeligen Kolbenrispen kultiviert und zweimal im Jahre, nämlich im Anfang August und im Januar zur Reife gebracht. Nach der Ernte pflegt man die Durrahvorräte in besonderen Getreideschuppen unterzubringen. Es sind dies kegelförmige Tokul, die aus Durrahstroh erstellt

werden. Vielfach legt man auch tiefe Gruben im Boden an, in denen das Getreide aufgespeichert wird; ein Strohdach schützt gegen den Regen.

Soweit ich beobachten konnte, pflegt man die unzerriebenen Durrahkörner in Wasser oder Milch, in Thongefässen aufzukochen und diese gequollene Massen ähnlich wie Reis zu verzehren.

Die Eingebornen haben ihre liebe Not, die zahlreichen tierischen Angriffe von ihren Feldern abzuwehren. Oft konnte ich beobachten, wie 20—30 Stück Affen die Galleriewaldungen verliessen und auf dem Boden grössere Wanderungen nach den Durrahfeldern unternahmen, dabei vorsichtig nach allen Richtungen Umschau haltend; diese Meerkatzen (Cercopithecus pygerythrus) richten in den Kulturen starke Verwüstungen an und sind dem afrikanischen Landwirt sehr verhasst. Schlimmer noch haust die Vogelwelt. Wenn im Hochsommer zu Ende Juli die Durrahkolben zu reifen beginnen, so ziehen unzählige Scharen körnerfressender Vögel nach den Feldern, namentlich Wüstenraben (Corvus umbrinus), Glanzstare und Tauben (Turtur senegalensis). Letztere lauern in den benachbarten Akazienbäumen oft in solcher Menge, dass die Zweige sich unter ihrem Gewicht zu biegen beginnen. In den Ebenen von Oduin und Hahé beobachtete ich ein recht originelles Verfahren, um diese Eindringlinge abzuwehren. In Entfernungen von 50—60 Meter wurden mitten in den Feldern hohe Holzgestelle errichtet, auf denen ein Sitzplatz angebracht war. Vom Morgen bis zum Abend sassen alte Weiber und halbwüchsige Knaben auf diesen Gestellen und mit Schreien und Klappern von Holzstäben vertrieben diese lebenden „Vogelscheuchen“ die gefiederte Welt. Diese Schutzmethode bewährte sich recht gut.

Von den übrigen in Afrika eingebürgerten Getreidearten wird der Mais stark angebaut. Die Aussaat erfolgt nach der Regenzeit. Sind die Pflänzlinge etwa fusshoch, so zieht man sie aus und versetzt sie in bestimmten Abständen in die Felder. Die ausgereiften Maiskolben reihen die Eingebornen auf und hängen sie unter die Dächer der Getreideschuppen. Aber auch vor dem Ausreifen schneidet man gern die Kolben ab, röstet sie über dem Feuer und verzehrt sie mit Milch oder Wasser. Das Gericht schmeckt vorzüglich. Im Innern bezahlte ich durchschnittlich

für fünf halbreife Maiskolben eine Nähnadel oder etwas roten Seidenfaden.

Von Hülsenfrüchten hat sich die Bohne ziemlich allgemein eingebürgert. Die niedrigen Stauden tragen gelbe oder hellblaue Blüten, die Hülsen sind klein, die in ihnen enthaltenen Samen rotbraun oder weiss mit schwarzem Nabel. Vereinzelt kann man auch die Saubohne oder Ful der Ägypter antreffen. Ich vermute, dass sie erst in neuerer Zeit nach dem Innern gelangte; wahrscheinlich haben während der ägyptischen Herrschaft Karawanen dieselbe von Berbera oder Zeila aus verbreitet. Bemerkenswert erscheint mir das völlige Fehlen von Bananenpflanzungen. Die Banane ist weit ins Innere von Afrika vorgedrungen und im benachbarten Abessinien eine der häufigsten Kulturpflanzen. Der Bewohner des Osthorns hat sie aber nicht übernommen. Melonen werden da und dort gezogen und dürften zu irgend einer Zeit importiert worden sein, denn trotz der grossen Zahl einheimischer Cucurbitaceen findet sich kein nutzbares Material vor.

An den Ufern des Webistromes begegnet man gar nicht selten Anpflanzungen einer gelbblühenden Hibiscus-Art. Der gerade, stark verholzte Stengel erlangt eine Höhe von 3 Meter und findet mannigfache Verwendung. Er dient zum Bau der kegelförmigen Hütten und zur Herstellung der Umzäunung des Hofraumes, dann auch zur Herstellung der Fischreusen. Mehrfach wurde zwar angegeben, der Somali des Osthorns verschmähe den Genuss der Fische. Das ist keineswegs richtig. An den Ufern des Webi fand ich überall grosse Fischreusen verankert, die fast genau in Form und Grösse mit den unsrigen übereinstimmen und zum Fang der zahlreichen Welse dienen. Die Anwohner wurden stets ungehalten, wenn man die Reusen herauszog und sie auf ihren Inhalt untersuchen wollte. Die Fische werden auf dem Feuer gebacken und gerne gegessen, da sie einen angenehmen Geschmack besitzen.

Endlich ist noch der Anbau der Baumwolle zu erwähnen. Zur Staffage der Dörfer gehören die Gärten von Gossypium herbaceum und die Baumgruppen des kleinblättrigen Gossypium arboreum, deren Kapseln gesammelt und von den Eingebornen auf primitiven Webstühlen zur Herstellung der etwas groben Baumwolltücher verarbeitet werden. Die einheimische Weberei

dürfte übrigens seit der Einführung amerikanischer Baumwollzeuge (Americano) einen Rückgang erfahren haben.

Die Bearbeitung des Bodens ist überall Sache der Frauen und der Sklaven; letztere rekrutieren sich immer wieder auf den vielen Kriegszügen. Da die Verwendung des Pfluges im Schoa und Kaffa seine Südgrenze erreicht, haben wir überall Hackbau. Neue Ackerflächen in der Nähe der Flussufer werden nach dem in Afrika so allgemein verbreiteten System gewonnen, dass man an lichteren Stellen den Galleriewald einfach niederbrennt und dann mit der Hacke die Aschendecke mit dem oft in schwarzen Humus umgewandelten Lateritboden gehörig durchmischt.

Übergehend zur *Viehzucht,* muss zunächst bemerkt werden, dass wahrscheinlich nur zwei Haustiere auf heimischem Boden oder in der Nähe herangezogen wurden, das wichtigste ist augenscheinlich aus einer östlichen Region eingewandert. Es hängt dies enge mit der Migration des Menschen zusammen. Weder die ältere Gallabevölkerung, noch die später anlangenden Somalistämme besitzen einen autochthonen Charakter, sondern erscheinen in einer nicht näher bestimmbaren Zeit als östliche Völkerwelle auf dem heutigen Schauplatz, wobei sie wohl ihre Haustiere mitführten.

Unter diesen nimmt unbestritten das *Rind* die erste Stelle ein, und als England Hand auf das Nordsomaliland legte, spielte wohl die Erwägung stark mit, dass der Rinderreichtum dieses Landes den Stützpunkt in Aden von Südarabien und selbst von Indien unabhängig machen kann, wenn es sich bei einer Krisis um den Fleischbezug für die dort operierenden Truppen handelt.

Über die Stellung der Rinder des Osthorns zu den übrigen afrikanischen Rassen habe ich unlängst in der „Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich“ eine eingehendere Analyse auf Grund des gesammelten Schädelmaterials veröffentlicht.

Augenscheinlich handelt es sich um eine recht alte Rinderform, denn die Rinder, welche zur Pharaonenzeit im Puntland geholt wurden und auf den Tempelwänden in Deir el bahri recht kenntlich abgebildet sind, haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den heute noch im Osthorn vorkommenden Rindern. Diese gehören dem über ganz Südasien und Afrika verbreiteten Zebu an. Von mittelgrosser Statur, ist bei diesem Rind der Fetthöcker

nicht übermässig stark entwickelt. Die Färbung ist bald grauweiss, bald hellbraun oder gefleckt; in letzterem Falle sind die Flecken am Rande nie scharf, sondern etwas verwischt. Der feingebaute Kopf ist in der Zwischenhornlinie stark aufgewulstet, das Flotzmaul dunkel. Die Hörner sind nie so lang wie beim abessinischen Sanga, 20—30 Centimeter darf schon als maximale Hornlänge bezeichnet werden, oft beträgt sie nur 7—10 Centimeter; auch ganz hornlose Individuen (Akeratosform) kommen häufig vor.

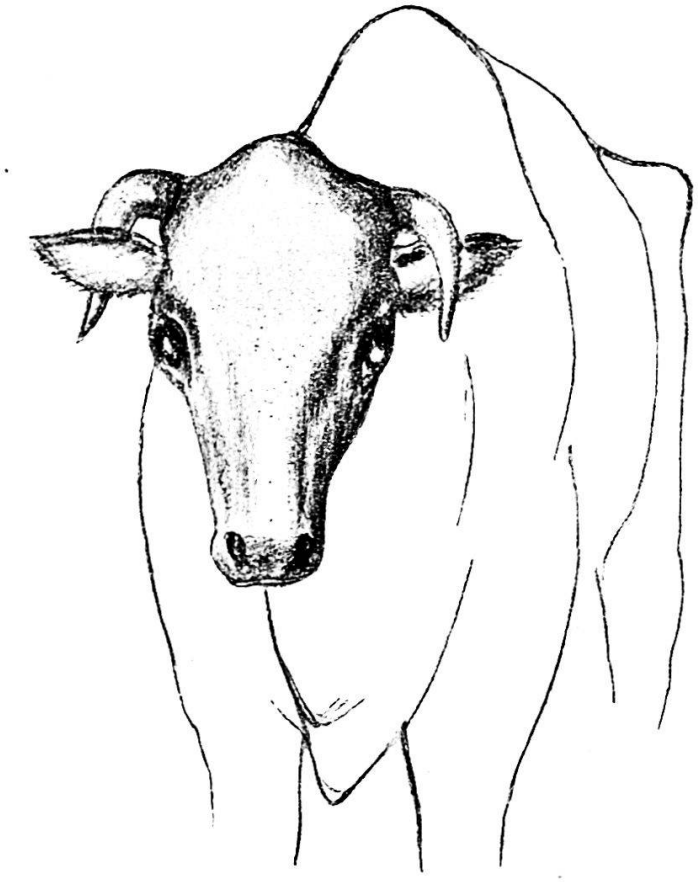

Fig. 1. Schlapphornrind des Somalilandes.

Einen Übergang von gehörnten zu hornlosen Rindern bilden die sehr gewöhnlichen Schlapphornrinder, deren bewegliche Hornscheiden beim Gehen fortwährend hin und her baumeln. Letztere sind vollkommen hohl, da der solide Hornzapfen fehlt; beim Anschlagen geben sie daher einen eigentümlichen hohlen Ton von sich. Genauere Schädeluntersuchungen ergaben, dass an der Stelle des knöchernen Hornzapfens nur eine rauhe Fläche des Stirnbeines vorkommt. Man erzählte mir vielfach, dass es im

Innern vierhörnige Rinder gebe; eine derartige Kuriosität soll sogar als Geschenk an den Hof des Kaisers Menelik gelangt sein. Die Sache wurde mir so häufig berichtet, dass ich ihr nachgehen zu müssen glaubte. Es handelt sich jedoch um eine orientalische Übertreibung, indem zuweilen als Anomalie auf der Nase ein bis zwei Höcker vorkommen, die aus einer Hypertrophie der verhornten Epidermis hervorgehen.

Die zahlreichen Herden, die bei dem ausgedehnten Weideland unschwer auf das zehnfache gebracht werden könnten, befinden sich durchweg in einem vortrefflichen Zustande und werden täglich zur Tränke geführt. Tröge aus weichem Akazienholz sind an den Flussufern, gewöhnlich im Schatten der Bäume aufgestellt und die vom Morgen bis Abend angetriebenen Rinderherden erinnern an ähnliche Scenen des obern Nil.

Das Fleisch der Tiere ist zart und wohlschmeckend. Während der Abessinier es roh verzehrt, pflegt der Bewohner des Osthorns es gehörig durchzubraten; daher auch die Erscheinung, dass er von dem im abessinischen Hochland so allgemein verbreiteten Bandwurm frei bleibt; die im Fleisch enthaltenen Rinderfinnen werden eben durch die Operation des Durchbratens vernichtet.

Als gute Milchkühe kann man die Somalirinder nicht bezeichnen; ihre Milch ist aber von sehr angenehmem Geschmack und fettreich. Das Melkgeschäft liegt den Männern ob. Weigert sich eine Kuh, die Milch abzugeben, so hat der Eingeborne ein sehr originelles Verfahren, um zum Ziele zu gelangen. Ein Mann hält nämlich den Kopf der Kuh, ein zweiter zieht den Schwanz empor und ein dritter bläst mit aller Kraft den After an, worauf das Tier willig die Milch abzapfen lässt. Diese wird in Kürbisflaschen, noch häufiger in ausgepichten Bastgefässen aufbewahrt, deren Verzierung mit Kaurischnecken und Lederfransen sich sehr geschmackvoll ausnimmt. Die Milch ist Lieblingsnahrung, wird aber meistens in saurem und geronnenem Zustande genossen. Der europäische Gaumen findet den Beigeschmack ekelhaft und die Gefässe werden durchweg unsauber gehalten.

Die Butterbereitung ist Sache der Frauen; es ist ein sehr gewöhnliches Bild, dieselben ihre Holzflaschen schütteln zu sehen. Nachher wird die Butter über dem Feuer zerlassen und in der Gumba aufbewahrt; es ist dies ein grosser Beutel aus Kamelhaut

oder ein Thongefäss, das etwa 5—6 Kilogramm fasst und dem ein Holzpfropfen zum Verschluss dient. Nach unseren Begriffen kommt beim Ankauf die Butter, die nach arabischen Häfen exportiert wird, ziemlich teuer zu stehen, indem das Kilogramm etwa einen Maria-Theresia-Taler gilt; im Innern hat man eine entsprechende Zahlung an Baumwollzeug zu leisten.

Die Häute werden mit fein zerriebener Akazienrinde gegerbt, an der Sonne getrocknet und durch die Karawane an die Küste gebracht, wo die Verschiffung direkt nach London oder nach Nordamerika erfolgt.

Die Viehzucht bedingt Nomadentum und dieses hat sich im bergreichen Norden des Osthorns zu einer Form entwickelt, die vollkommen an unsern Alpgang erinnert. Wenn nach der Regenperiode die Bergweiden in saftigem Grün prangen, so verlassen die Männer ihre Niederungen und ziehen mit ihren Rinderherden zu Alp; die Frauen aber bleiben zu Hause und bestellen die Felder in der Umgebung ihrer Dörfer. Beginnt die Trockenzeit und ist Mangel an Wasser, so kehren die Hirten in die Niederungen zurück, wo das stehende Heu dann abgeweidet wird. Solchen Alpgängen bin ich im Norden von Warandab häufig begegnet.

Als Arbeitstier findet das Rind keine Verwendung, da ja der Pflug unbekannt ist. Es gibt im Innern des Osthorns nur Kühe und Stiere, aber keine Ochsen. Daher werden die Farren von den Somali vielfach an die südabessinische Grenze geführt, um sie an die Galla zu verhandeln bezw. dieselben gegen Pferde auszutauschen.

Das Pferd ist der ewigen Kriegszüge wegen für den Eingebornen von grosser Bedeutung, da die Angriffe meist von der Reiterei eröffnet werden. Da man für dasselbe keinen eigenen Namen hat, sondern es wie im Arabischen als „faras“ bezeichnet, so wird schon damit auf die Herkunft hingewiesen. Der fein gebaute Kopf mit dem trockenen Gesicht und die feinen Extremitäten weisen auf die arabische Abstammung hin.

Der weniger edle Vetter, der Esel, findet als Lasttier häufige Verwendung und begleitet in der Regel die kleinen Karawanen; er ist durchweg stark gebaut und seiner dicken Haut wegen auch als Reittier auf grösseren Reisen sehr brauchbar. Das

Schulterkreuz und die Streifen an den Beinen sind scharf ausgesprochen. Gegenüber seinem wilden Vorfahren, dem Steppenesel (Asinus taeniopus) hat er sich äusserlich nur wenig verändert. Die grosse Häufigkeit der Wildesel, die ich schon in der Nähe von Berbera in kleinen Trupps beobachten konnte und die im Innern zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehören, lässt vermuten, dass in dieser Region oder doch nicht allzuweit entfernt die erste Domestikation stattgefunden hat.

Da auch die urägyptische Periode schon gute Darstellungen zahmer Esel aufweist, und zwar in Ober-Ägypten, so ist die ostafrikanische Herkunft dieses Haustieres zweifellos. Die ältesten Hamiten, die Galla, haben den Esel vermutlich in den Hausstand übergeführt. Da ihr Wohngebiet einst bis an den Golf von Aden reichte und sie erst später von den Somali zurückgedrängt wurden und noch in der Gegenwart zurückgedrängt werden, so konnte in ältester Zeit dieser Haustiererwerb sich an den Küsten des Roten Meeres nach Norden bis nach Oberägypten verbreiten; anderseits aber auch nach Süden bis zu den stammverwandten Massai vordringen.

Es mag noch erwähnt werden, dass gegenwärtig der Esel im Osthorn sich nach einer andern Richtung nützlich macht, indem seine dicke Haut von den Lederarbeitern zur Herstellung des für jeden Eingebornen unentbehrlichen Schildes, sowie zur Anfertigung der Lederschuhe benutzt wird. Letztere werden auf Reisen immer getragen, um die Füsse gegen die auf dem Boden herumliegenden Dornen zu schützen.

Dass bei dem scharf ausgesprochenen Steppencharakter des Landes und dem dadurch bedingten Nomadentum der Bewohner das Kamel eine ganz hervorragende Rolle als motorisches Haustier erlangt, braucht kaum besonders betont zu werden. Die Kamelzucht hat denn auch in einzelnen Distrikten grosse Dimensionen angenommen; am ausgiebigsten wird sie vielleicht im südlichen Opadeen betrieben, wo ich auf den Weiden Kamelherden antraf, die nach Tausenden zählten.

Die im Osthorn gehaltene Kamelrasse ist von gelbgrauer Farbe, mit langen, braunen Haaren auf der Medianlinie des Rückens; an Grösse steht sie hinter dem Dromedar des Sudans und Arabiens zurück und trägt daher gewöhnlich nur Lasten von

120—150 Kilogramm. Der Ankaufspreis beträgt in normalen Zeiten per Stück 12—15 Maria-Theresia-Taler. Die kräftigeren Reitkamele (Mehara) sind selten; die englische Regierung hat eine Anzahl derselben eingeführt, um sie im Dienst der eingebornen Polizei zu verwenden. Sind die Tiere auf der Weide, so pflegt man einzelnen Leittieren grosse hölzerne Glocken an den Hals zu hängen.

Für den Karawanendienst werden nur die Kamelhengste verwendet, die verhältnismässig lenksam und ausdauernd sind. Auf längern Reisen verschwindet ihr Fetthöcker auffallend rasch, so dass die Haut des Buckels wie eine leere Tasche seitlich herabhängt. Die Belastung geschieht in der Weise, dass Bastmatten als Decken über den Rücken geworfen und an diesen Holzgabeln mit Aloestricken befestigt werden. Zwischen diesen Stäben sind die Gummisäcke, Buttergefässe, Ochsenhäute u. dgl. befestigt. Der Kamelverkehr ist besonders stark nach Harrar, nach Milmil und nach dem mittleren Webi. Im Djubatal gehen die Karawanen dem Daua entlang bis nach dem Rudolfsee und selbst bis zu dem Victoria Nyanza.

Die Kamelstuten werden nur zur Aufzucht und zur Milchgewinnung verwendet. Die Kamelmilch ist ausserordentlich fettreich und von angenehmem Geschmack, wenn man sie etwas mit Wasser verdünnt. Junge Tiere mästet man vielfach auf guten Weiden; ihr Fetthöcker wird dann umfangreich und fühlt sich prall an. Die Somali lieben das Kamelfleisch sehr, rösten es über dem Feuer bis die Oberfläche verkohlt ist und schliessen die Frauen von den Mahlzeiten aus, überlassen ihnen jedoch die Eingeweide. Für den europäischen Gaumen schmeckt das Kamelfleisch nicht gerade schlecht, ist aber ungemein zähe.

In den grossen Stromtälern tritt die Aufzucht fast ganz zurück; offenbar sind die Weiden ungeeignet und nach meinen Beobachtungen gehen die Tiere sehr häufig an Völle zu Grunde.

Sehr ausgedehnt ist im afrikanischen Osthorn die Kleinviehzucht, wobei Schaf und Ziege der Zahl nach ungefähr gleich stark vertreten sind.

Das *Schaf* gehört ausschliesslich der in Ostafrika weitverbreiteten Fettsteiss-Rasse (Ovisarics steatopyb) an, ist klein, hornlos und ohne Wolle. Das kurze Grannenhaar ist dicht, an Kopf und

Hals schwarz, am übrigen Körper rein weiss. Ausnahmsweise kommen auch ganz schwarze Tiere vor.

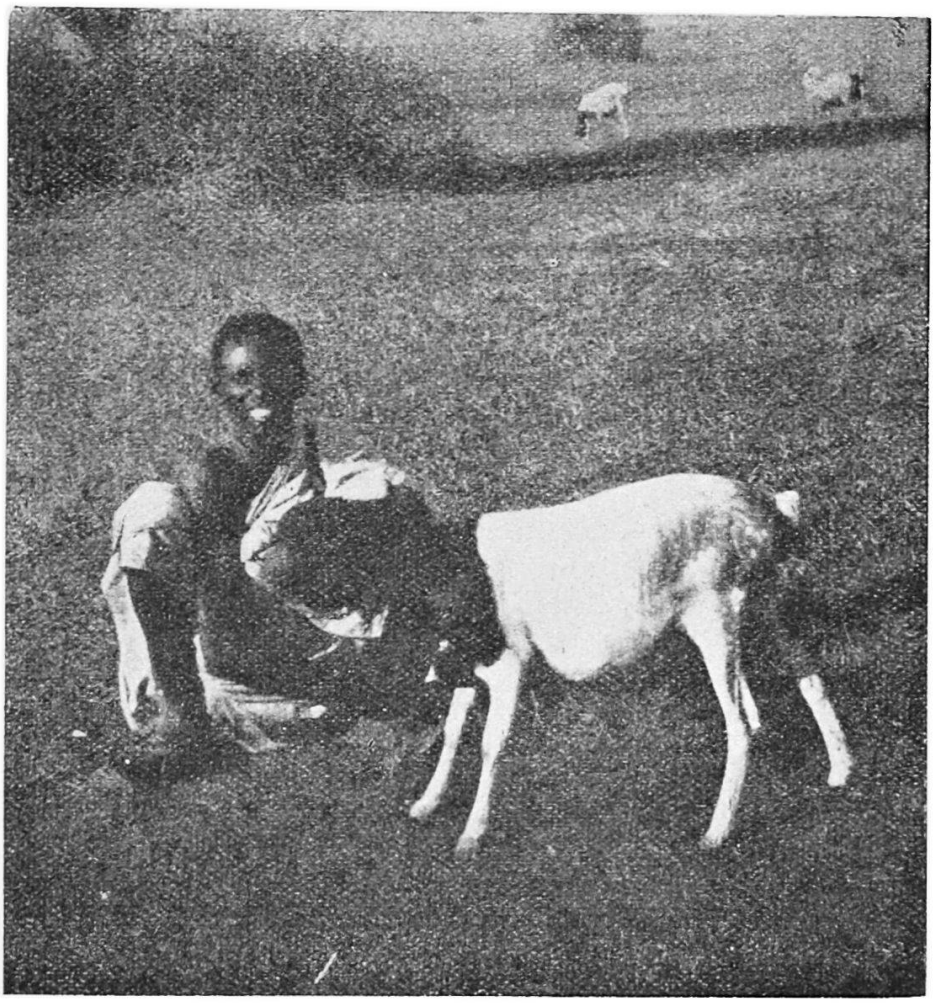

Fig. 2. Somalischaf.

Der gerundete Fettsteiss ist nicht übermässig stark entwickelt und kann bei Abmagerung fast ganz verschwinden. Sein Fett wird von den Eingebornen an Stelle der Butter verwendet. Die *Ziege* erscheint ebenfalls ziemlich klein. Das Gehörn ist stets kurz, wenig gekrümmt und nach hinten und aussen gerichtet; das Haarkleid kurz und meist rein weiss. Bei sehr vielen Exemplaren zieht jedoch ein dunkler Längsstreif auf dem Rücken entlang, zwei dunkle Längsstreifen über den Augen und ein bis zur Schnauze verlaufender Streifen sind auf der Stirn vorhanden.

Die grosse Gleichförmigkeit der Tiere, die von den arabischen Ziegen erheblich abweichen, lässt darauf schliessen, dass es sich

um eine sehr alte Rasse handelt. Der Abstammung nach ist sie jedenfalls auf Capra aegagrus zurückzuführen, hat aber eine ausgesprochene Neigung zum Leucismus gewonnen.

Die Somaliziege ist ein intelligentes, gutgewöhntes Tier, das starke Neigung zeigt, Fett anzusetzen. Der Milchertrag ist, wie aus der Entwicklung des Euters geschlossen werden kann, nicht gerade reich, das Fleisch dagegen vorzüglich. Die Ziege weidet meist mit dem Schaf in starken Herden zusammen und steht dann unter der Aufsicht eines Knaben oder eines alten Mannes. Es ist ein sehr gewöhnliches Bild, dass sich diese Herden als weisse Streifen schon aus grosser Entfernung bemerkbar machen und dann immer die Nähe eines Dorfes ankündigen. Den Karawanen folgen sie mit grosser Ausdauer und dieser Umstand macht sie sehr geeignet, auf grösseren Reisen stets frisches Fleisch zu liefern. Die Schaffelle werden von den Bewohnern gegerbt und an einigen Orten zu Ledermänteln verarbeitet. Auch die Massala, die jeder Moslim auf Reisen mitträgt, um sie auf den Boden auszubreiten, wenn die Stunde des Gebetes da ist, besteht aus Schafleder. Von kleineren Haustieren ist die Katze sporadisch anzutreffen, aber nur da, wo eine sessile Bevölkerung vorkommt.

Häufig habe ich sie nur im Webithal bemerkt, wo sie ganz den Habitus der Falbkatze (Felis maniculata) besitzt und ähnlich wie am oberen Nil durch Zähmung dieser auch im Osthorn häufigen Wildkatze gewonnen wird. Sie mag durch Vernichtung der kleinen Nager, die den Getreidevorräten stark zusetzen, gute Dienste leisten. Indessen wird der Mäusefang von jungen Knaben ebenso geschickt betrieben; diese werden, wie sie mir erzählten, von ihren Müttern frühzeitig dazu abgerichtet. So wenig glaubwürdig mir das im Anfang erschien, konnte ich mich dennoch überzeugen, dass diese Angaben auf Wahrheit beruhen.

Merkwürdigerweise fehlt heute jener schöne Jagdwindhund, den die Altägypter aus dem Puntland bezogen haben und der in Deir el bahri vortrefflich abgebildet ist. Religiöse Vorurteile können es nicht sein, die den Ausschluss dieses Tieres erklären, da andere Mohammedaner wie z. B. die Araber ihre Windhunde sehr hoch halten. Da in der benachbarten Region des oberen Nil der Hund zur Jagd in der Steppe fast überall gehalten wird, so ist sein Fehlen doppelt rätselhaft. An einzelnen Küstenplätzen, dann im

nördlichen Ogadeen kommt ein gelblicher, struppiger Pariahund vor, der wohl erst in neuerer Zeit als Begleiter ägyptischer Kolonisation eingewandert sein dürfte.

Die Geflügelzucht spielt eine ganz untergeordnete Rolle, indem das *Huhn* sich nur stellenweise einbürgern konnte. Die Haltung dieses Tieres verträgt sich nicht gut mit dem Nomadentum, daher begegnet man ihm in der Steppenregion nie; nur in den Stromthälern, wo sich eine Landwirtschaft treibende und daher festsitzende Bevölkerung angesiedelt hat, taucht das Huhn in grösserer Zahl auf. Es ist ein schwarzes, entsetzlich mageres Tier, dessen Eier in den Hütten stets zu haben sind, jedoch immer in angebrütetem Zustande und daher ungeniessbar. Die Negersklaven und Mischlinge erkennen darin jedoch eine Delikatesse.

Wenig bekannt dürfte es sein, dass im Innern des Osthorns der *Strauss* als Haustier gehalten wird und die meisten Federn, welche als Handelsprodukt an die Küste kommen, stammen von zahmen Straussen. Die Domestikation derselben dürfte schon vor vielen Jahrhunderten stattgefunden haben. Dies erklärt vielleicht, dass er äusserlich einige Eigentümlichkeiten gewonnen hat, die ihn vom afrikanischen Strauss anderer Gebiete unterscheiden lassen. Reichenow hat daher aus dem Somalstrauss eine eigene Art (Struthio molybdophanes) gemacht, was mir jedoch ziemlich überflüssig erscheint.

Während der Nacht werden die Tiere in den Seriben gehalten und allabendlich eingetrieben; den Tag über lässt man sie im Freien ihrer Nahrung nachgehen, wobei sie wiederum von Knaben überwacht werden. Man bindet ihre Beine mit Aloestricken so zusammen, dass die Vögel genügend Spielraum zum Gehen haben, aber am Davonrennen gehindert sind. Aus der an einheimischen Arten so ausserordentlich reichen Vogelwelt hätte wohl Verschiedenes gewonnen werden können, was dem Hausstand Nutzen bringen konnte. Allein der Bewohner war dazu viel zu indolent. Perlhühner kommen in Menge vor, aber nirgends in gezähmtem Zustande. Das prächtige Geierperlhuhn (Numida vulturina), eine der prägnantesten Charakterformen des Osthorns, ist im Busch strichweise massenhaft vorhanden und liefert ein ganz delikates Fleisch; seine Domestikation ist aber nie versucht worden, vielleicht

wird sie später einmal von europäischen Elementen an die Hand genommen, wenn das Land zugänglicher wird.

Zum Schluss mag noch eine sehr primitive Bienenzucht erwähnt werden. Von der Honigbiene ist Apis mellifica var. fasciata stark verbreitet. Sie nistet sich gern in den alten verlassenen Termitenbauten ein, doch bietet ihr der Eingeborne auch Wohnungen in der Nähe der Häuser an, indem er cylindrische Körbe in schiefer Stellung an den Ästen grösserer Bäume anbindet.

Der gewonnene Honig, der in den an bunten Blumen ungewöhnlich reichen Wiesen eingesammelt wurde, wird nicht selten zum Kauf angeboten. Er ist von dunkelbraungelber Farbe, wird in Ledersäcken aufbewahrt, ist aber völlig ungeniessbar, weil er eine Legion von schwarzen Ameisen enthält, die ihrer Naschhaftigkeit zum Opfer gefallen und im Honig umgekommen sind.

Aus den angeführten Thatsachen lässt sich ungefähr entnehmen, nach welcher Richtung die Länder des afrikanischen Osthorns in der Zukunft eine wirtschaftliche Entwicklung zulassen. Das bis in die jüngste Zeit abgeschlossene Gebiet wird dem europäischen Einfluss eröffnet werden. Die letzten Regungen der Unabhängigkeit können nur mit einer Niederwerfung des Widerstandes beantwortet werden, denn die gemeinsame Aktion Englands und Abessiniens ist zu mächtig.

Die Produktionsfähigkeit des Landes lässt eine starke Steigerung zu. Die Unsicherheit des Verkehrs im Innern war bisher die Hauptursache, dass die Bewohner in der Landwirtschaft nur so viel produzierten als sie brauchten. Die Steigerung ist allerdings nicht in der Richtung des Ackerbaues zu suchen. Auch forstlich ist wenig zu erwarten, da ausgedehnte Waldbestände fehlen. Höchstens liesse sich eine Steigerung der Gummiproduktion erwarten, die allerdings jetzt schon bedeutend ist, aber durch rationelle Vermehrung der Gummi liefernden Akazienbestände noch sehr der Ausdehnung fähig wäre.

Eine gewaltige Steigerung ist dagegen in der Richtung der Viehzucht möglich. Die unabsehbaren Weideflächen sind bis heute nur ganz unvollkommen ausgenützt und trotzdem

ist der Export an Häuten und lebendem Vieh schon gegenwärtig angewachsen. Dazu kommt, dass der Bewohner jener Länderstriche trotz seiner nach manchen Richtungen mangelhaften Charaktereigenschaften als Viehzüchter grosses Geschick besitzt und seine Haustiere mit viel Sorgfalt behandelt — ein Faktor, der jedenfalls nicht zu unterschätzen ist.

Leere Seite
Blank page
Page vide